

Kolchose

KOSTENLOSES BEGLEITHEFT

Leseprobe mit einem unveröffentlichten Interview und
Fotografien aus dem Familienalbum des Autors

Das Buch erscheint am 1. Oktober 2026
ca. 512 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-95757-572-2

Bitte keine Besprechungen vor dem Erscheinungstermin

Emmanuel Carrère

Kolchose

Aus dem Französischen
von Claudia Hamm



Matthes & Seitz Berlin

DER STAATSAKT

Die Organe

Am 3. Oktober 2023, dreiundfünfzig Tage nach ihrem Tod, wird unsere Mutter im Ehrenhof des Hôtel des Invalides in Paris von der französischen Nation gewürdigt. Flaggen, Uniformen, Schulterklappen, Orden. Das Orchester der Nationalgarde spielt – sehr gut – das Adagio aus der *Jupiter-Sinfonie* und – für den russischen Touch – die *Serenade* von Tschaikowski. Wir sind etwa zweihundert Personen, die in einem von roten Kordeln eingefassten Block aus weißen Plastikstühlen im Inneren des riesigen Hofes warten: die Familie, Gäste der Familie, Mitglieder der Académie française, Minister, Repräsentanten der drei Streitkräfte – Land, Luft, See – und der Verfassungsorgane, also der höchsten Institutionen des Landes. Eine Stunde lang wärmt uns angenehm die Sonne. Dann verschwindet sie hinter dem Dach, und es ist auf einmal sehr kalt. Wir bedauern, uns nicht wärmer angezogen zu haben. Unser Vater sitzt in eine Decke gehüllt in seinem Rollstuhl. Ich weiß nicht, was genau er von dem mitbekommt, was sich hier abspielt. Für Augenblicke scheint er zu vergessen, dass er Witwer ist. In anderen kommt es ihm wieder in den Sinn und er weint still vor sich hin, dann driftet er wieder ab. An diesem Nachmittag wird ihm ein längerer Zeitraum von geistiger Klarheit abver-

langt, doch durch unsere Mutter ist er seit Langem Protokolle, Feierlichkeiten und Nationalfeiertagsparaden in der Präsidentenloge gewöhnt und deshalb nicht allzu verwirrt. Die, die ihm die Hand schütteln, lächelt er abwesend, aber dienstfertig an. Trommelwirbel. Eine Einheit von zwölf Nationalgardisten marschiert von links auf. Die beiden vordersten tragen ein doppelt lebensgroßes Foto der Verstorbenen in der Uniform der Académie française vor sich her. Die drei letzten auf roten Kissen ihren Degen, ihren Zweispitz und ihre Insignien vom Großkreuz der Ehrenlegion. Man stellt das riesige Foto mitten im Hof auf eine Staffelei. Ich frage mich, was man wohl danach damit machen wird. Ich frage mich, was man damit gemacht hat. Wir warten immer noch. Und schließlich kommt Emmanuel Macron. Allein, von rechts, in einem Kurzmantel mit Gürtel, in dem mir, glaube ich, sehr kalt wäre, aber ihm ist nie heiß oder kalt: Seinen sehr speziellen Temperaturhaushalt habe ich persönlich mitbekommen, als ich zu Beginn seiner ersten Amtszeit einmal ein Porträt von ihm für den *Guardian* schrieb. Ich hatte ihn nach Saint-Martin begleitet, einem Überseterritorium, das von einem Zyklon verwüstet worden war. Es war so heiß und feucht, dass uns allen, sobald wir aus dem Flugzeug stiegen, vom Scheitel bis zur Sohle der Schweiß herunterrann. Allen, bis auf Macron. In den nächsten acht Stunden wichen wir ihm nicht von der Seite, er konnte also zu keinem Moment verschwinden, um das Hemd zu wechseln, und am Ende des Tages, als man uns alle hätte auswingen können, war er so frisch wie am Morgen. Das wurde auch der erste Satz meiner Reportage: »Dieser Mann schwitzt nicht«, und als ich meiner Mutter davon erzählte, rechnete sie ihm das hoch an: Ein guterzogener Mann schwitzt eben nicht. Selbstverständlich hat die Rede, die Macron jetzt hält, jemand anderes geschrieben, ein Redenschreiber, wie man so sagt, doch der Redenschreiber ist geschickt gewesen, und möglicherweise hat Macron seinem Text noch eine

persönliche Note hinzugefügt. Jedenfalls sagt er, im Blut unserer Mutter seien alle Flüsse Europas von der Wolga bis zum Rhein geflossen, und unter ihren Vorfahren habe es russische Fürsten gegeben und baltische Barone, einen preußischen General und die Übersetzerin von George Sand ins Georgische, eine Hofdame der letzten russischen Kaiserin und mindestens einen Königsmörder. Die einen hätten in der Toskana in einer Sommerresidenz der Medici gelebt, die anderen in den Salons von Sankt Petersburg Wölfe spazieren geführt, und nachdem diese Leute so viel besessen hätten, sei ihnen in den Wirren von 1917 alles genommen worden. Er beschreibt die elende und großartige Welt der russischen Emigranten, der Großherzöge, die zu Taxifahrern wurden, der Fürstinnen, die ihren Lebensunterhalt mit Bügeln verdienten, und des kleinen, so stolzen Mädchens, das sich zu Beginn jedes Schuljahres schämte, wenn es seinen Namen buchstabieren sollte: Surabischwili. »Oje«, hätten die Lehrer geseufzt, »wirklich ein Name zum Draußenschlafen.« In einer einigermaßen kühnen Direktheit lässt Macron weder ihren Vater aus, der mit den Deutschen kollaboriert habe und im Zuge der Befreiung in Bordeaux verschwunden sei, als sie fünfzehn war, noch ihren Sohn, mich, der diese alte Geschichte in einem Buch publik gemacht habe, das sie verletzt habe, und geht zur *Legenda aurea* über: Unsere Mutter sei staatenlos gewesen. Am Tag, als sie Französin wurde, habe sie im Rathaus gern die *Marseillaise* singen, die Verfassung zitieren und auf die Fahne schwören wollen und sei enttäuscht gewesen, dass man nichts dergleichen von ihr verlangt habe. Wir überspringen zwanzig, dreißig Jahre, die junge Frau wird zur Expertin für die Sowjetunion, »diesen Koloss, von dem sie als eine der ersten nachgewiesen hat, dass er auf tönernen Füßen steht«, und erhält Anerkennung, Ruhm und den Ruf an die *Académie française*. Mit sanfter, verführerischer Stimme und gekonnt gesetzten Pausen beschreibt Macron, wie sie unter der *Académie*-Kuppel durch

den Sitzungsaal schreitet, in die Runde grüßt, »plötzlich für einen Augenblick den Schritt verlangsamt und für den Bruchteil einer Sekunde von Schwindel erfasst wird. Am Tag, als sie auf dem Sitz von Corneille und Victor Hugo Platz nahm«, sagt er, »wurde das Kind armer Emigranten, das erst mit fünf Jahren Französisch lernte, zur Inkarnation der Französischen Republik und ihrer Sprache, und beiden hat sie bis zu ihrem letzten Augenblick gedient.« Am Ende noch eine Anekdote, von der ich nicht weiß, von wem der Redenschreiber sie hat, aber einen besseren Schluss kann man sich kaum vorstellen: In den letzten Monaten ihres Lebens habe unsere Mutter alles darangesetzt, die neunte Ausgabe des *Dictionnaire de l'Académie française* zu einem guten Ende zu bringen. Am 6. Juli, genau einen Monat vor ihrem Tod, habe sie die Sitzung geleitet, in der man das letzte Wort der französischen Sprache beschloss: zygomatisch. »Nach ›zygomatisch«, schließt Macron, »kann man ruhig sterben. Und jetzt sind Sie es, Enkelin der Steppen und Mutter der Kuppel der Unsterblichen, die Staatenlose und die Matriarchin, die Waise und die Zarin, der das trauernde Frankreich ein letztes Mal seine Ehre erweist. Vive la République! Vive la France!«

Im Arbeitszimmer meiner Mutter

Am Tag vor der Zeremonie im Hôtel des Invalides hatten meine Schwestern und ich die Schlüssel zu der riesigen Dienstwohnung am Quai Conti zurückgegeben, in der unsere Eltern gelebt hatten, seit unsere Mutter vom einfachen Mitglied der Académie zu deren Vorsitzender gewählt worden war. Ein Teil der Möbel fand in einer Wohnung mit vernünftigeren Ausmaßen Platz, die unsere Eltern in weiser Voraussicht auf den Tag gekauft hatten, da sie aus der Académie ausziehen würden, und wo unser Vater nun

allein wohnen sollte. Meine Rolle bei diesem durchaus gewichtigen Umzug bestand vor allem darin, die Büchersammlungen und Archive in den Arbeitszimmern unserer Eltern aufzulösen. Das meiner Mutter war mit seinen Bücherschränken, bei denen eine Holzleiter Zugang zu den obersten Etagen verschafft, seinen bronzenen Briefbeschwerern, seinen rehbraunen, ledernen Schreibunterlagen und den gerahmten Fotos, auf denen sie neben den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI., Chirac, Sarkozy, Simone Veil, Claude Lévi-Strauss und Wladimir Putin zu sehen war, so weihevoll, dass ich mir kaum vorstellen konnte, wie man darin arbeiten konnte, doch genau das hatte sie jeden Tag getan und war dabei einerseits den zahlreichen Aufgaben nachgegangen, die ihre Ämter von ihr verlangten, und hatte andererseits jeden Tag frühmorgens noch drei Stunden lang an Büchern geschrieben, für die ich sie bewundere, sie bis zum Schluss geschrieben zu haben, denn nichts hatte sie dazu gezwungen und sie trugen auch nicht mehr viel zu ihrem Ruhm bei. Doch sie hatte an dieser Disziplin genauso festgehalten wie an der, kalt zu duschen (sie hatte sogar behauptet, wie Ernst Jünger kalt *zu baden*), oder der, mit neunzig Jahren Deutsch zu lernen. Ich sortierte also aus, warf weg und stapelte, wobei die höchsten Stapel, wie immer, wenn man aufräumt, die waren, über die erst später entschieden werden sollte. Ich blieb bis spät in die Nacht in der nach dem Aufbruch meiner Schwestern leeren Wohnung. Ich schaute von den hohen Fenstern auf die unter dem Pont des Arts fließende Seine und die Autokolonnen auf dem Quai. Und wenn es Zeit war, schaltete ich den Fernseher ein und hörte den täglichen Bericht des Nachrichtensenders LCI zum Ukrainekrieg. Noch nie hatte ich mich so regelmäßig für einen Nachrichteninhalt interessiert, noch nie so viele Videos in Schleife gesehen, noch nie so vielen Experten zugehört. Meine Mutter war die berühmteste von ihnen gewesen. Doch das hatte sie nicht davor bewahrt, noch bis zum Tag vor der Invasion wie-

derholt zu behaupten, Putin sei zwar ein brutaler, aber auch rationaler Typ, dem es nur um seine eigenen Interessen gehe, und er würde – natürlich – nie etwas so Verrücktes tun. Man hatte sich darüber lustig gemacht. Journalisten hatten ihre milde Sicht auf Russland angeprangert. Das hatte sie verletzt. Doch nach den wenigen Tagen, in denen sie wie ein angeschlagener Boxer herumgetaumelt war, war sie wieder in den Ring gestiegen und hatte ihren Expertenstatus noch gefestigt, indem sie ihren Fehler zugegeben hatte: Wer hätte schon voraussehen können, was nicht einmal sie hatte voraussehen können? Nun war sie tot, der Krieg ging heftiger weiter als zuvor, und ich interessierte mich immer noch genauso dafür, doch die Zeiten schienen in weiter Ferne, in denen sich die gesamte Ukraine gegen ihren Angreifer erhob, Europa sie unerschütterlich unterstützte, ihre Armee von Freiwilligen Charkiw und Cherson zurückeroberte und manche, darunter ich, auf etwas so Gewaltiges und Unwahrscheinliches setzten wie eine Niederlage Russlands. Bis zu diesem Herbst 2023 hatten die Sanktionen die russische Wirtschaft leider ganz und gar nicht in die Knie gezwungen, der Krieg hatte sich in schlammigen, blutigen Grabenkämpfen, die an Verdun erinnerten, festgefahren, und der Chef der ukrainischen Armee gab regungslos zu, die Gegenoffensive sei gescheitert und Russland im Vorteil. Das Imperium zerfiel nicht, sondern erstarkte. Wladimir Putin sah ganz und gar nicht aus wie einer, der nachts schweißgebadet aufwacht und sich fragt, wie zum Teufel er nur eine solche Dummheit hatte begehen können, sondern eher wie einer, der ruhig und listig lächelnd abwartet, weil er weiß, die Zeit arbeitet für ihn.

Im Arbeitszimmer meines Vaters

Wenn man das Arbeitszimmer meiner Mutter verließ, durchquerte man einen so weitläufigen Salon, dass meine Kinder, meine Nefen und mein Enkel – der wie sein Urgroßvater Louis heißt – auf dessen Teppich dreiundzwanzig Jahre lang Fußball gespielt haben, und danach ein Esszimmer, das mit etwa vierzig Gemälden im gleichen rechteckigen Format geschmückt war, auf denen Akademiemitglieder des 17. und 18. Jahrhunderts prangten: die Brüder Pierre und Thomas Corneille, Racine und Buffon – Namen, an die sich mein Vater noch erinnern konnte, während er zum Beispiel den von Charline vergaß, die ich ihm eine halbe Stunde zuvor mit der Nachricht vorgestellt hatte, wir würden heiraten. Bei jedem meiner Besuche fragte ich ihn, um ihn aus der Reserve zu locken: »Und der da, wer ist das?«, und er antwortete wie aus der Pistole geschossen: »Fontenelle! Champfleury!« Von diesem Esszimmer aus führte ein sehr langer Gang zu dem dunklen, mit flaschengrünem Stoff bespannten Raum, den man sein Arbeitszimmer nannte, ohne recht zu wissen, was er darin arbeitete. Seit Beginn des Lockdowns und seines eigenen Verfalls hielt er sich von morgens bis abends darin vor einem Fernseher auf, in dem in Dauerschleife geografische Dokumentationen und klassische Konzerte liefen, auf die ich ihn ebenfalls ansprach, denn er hatte Musik immer geliebt und liebte sie noch. Zusammen versuchten wir, die Komponisten und Interpreten zu erraten, und manchmal spielte ich ihm auf meinem Telefon eines der Stücke vor, die er früher am Klavier gespielt hatte. Das Arbeitszimmer meines Vaters erwies sich als sehr viel schwieriger zu sortieren als das meiner Mutter und sein Inhalt als sehr viel bunter zusammengewürfelt, denn mein Vater war in jeder Hinsicht ausgesprochen konservativ gewesen: Er hatte einfach alles aufgehoben. Unsere Hausaufgaben, die Kerzen unserer Geburtstagstorten, Postkarten aus dem Skilager, Kon-

zertprogramme, Sitzordnungen, Kinotickets, Treuekarten von seit vierzig Jahren geschlossenen Geschäften und in einem mit Schnitzereien verzierten Holzkästchen, an dem er sehr gehangen hatte, weil er es vom letzten noch lebenden Häftling der Strafkolonie von Cayenne bekommen hatte, einen Umschlag mit einem getrockneten Farnblatt, »gepflückt am 11. April 1976 in Hergas«. Einen Moment lang hockte ich auf dem Teppich und überlegte, wo Hergas lag – in den Pyrenäen, ergab die Recherche –, und was er dort am 11. April 1976 gemacht haben konnte, dann räumte ich weiter die scheinbar bodenlosen Schubladen seines Sekretärs aus, den er von seiner Mutter bekommen hatte, eines der massivsten und hässlichsten Möbelstücke, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Was mich in all dem Durcheinander am meisten interessierte, waren die Kartons mit Briefen und außerdem die Fotoalben, vor allem die aus den 1950er- und 1960er-Jahren, die von unserer Kindheit und ihrer beider Jugend zeugten. Die kleinformatigen Fotos mit gezackten Rändern waren besser erhalten als die aus den späteren Jahrzehnten mit ihren ausgebleichen, verwaschenen Farben. Es ist seltsam, wie hässlich und schlecht gekleidet wir alle, Erwachsene wie Kinder, auf Letzteren aussehen, während die älteren alle eine gewisse Eleganz ausstrahlen und mein Vater zum Beispiel ein Matrosenshirt und Espadrilles trägt, die ihm paradoxerweise einen modernen Charme verleihen, der durch das Schwarzweiß noch verstärkt wird. In letzter Zeit hatte ich diese Alben öfter mit ihm durchgeblättert und ihn gebeten, mir etwas über die Personen zu erzählen, die ich nicht kannte. Auf diesem Terrain war er genauso unfehlbar wie auf dem der Gesichter von Akademiemitgliedern des 17. Jahrhunderts oder dem *rubato* unserer Lieblingspianisten, und es wurde mir schlagartig bewusst, dass es nach seinem Tod niemanden auf Erden mehr geben würde, der mir würde sagen können, dass der eine Mann neben ihm auf dem Foto aus Cazères-sur-Garonne vom Juli 1962 Ro-

bert Anet war, der Krämer, der sein Kindheitsfreund gewesen war, und der andere Monsieur Lécussan, der Inhaber des Zeitschriftenladens, bei dem meine Mutter die allerersten Bücher für mich gekauft hatte. In diesem Sommer hatte sie mir Lesen beigebracht und ich im städtischen Schwimmbad, wo besagter Monsieur Lécussan auch Schwimmlehrer gewesen war, Schwimmen gelernt. Er hatte mich am Bauch abgestützt und mich das ganze glitzernde Becken durchqueren lassen, bis zu den blau gekachelten Stufen, auf denen meine Mutter gestanden und mir zugesehen hatte, wie ich auf sie zu schwamm. Ich hatte gesehen, wie stolz sie auf ihren Jungen gewesen war, und auch ich war stolz gewesen, unglaublich stolz und froh. Ich habe diesen so unvergleichlich glücklichen und erfüllten Moment fünfundvierzig Jahre später auf den letzten Seiten des Buchs beschrieben, auf das Emmanuel Macron im Hôtel des Invalides angespielt hatte. Das Buch heißt *Ein russischer Roman*, und es stimmt, es hat meine Mutter verletzt. Nach seinem Erscheinen hatten wir uns mehrere Jahre lang nicht gesehen. Die Vorwürfe wogen schwer: Ich sei übergriffig gewesen. Von Oscar Wilde stammt der so schöne und richtige Satz: »Zuerst lieben Kinder ihre Eltern; wenn sie groß sind, fällen sie Urteile über sie; und manchmal vergeben sie ihnen.« Dasselbe gilt auch umgekehrt: Auch die Eltern kommen besser weg, wenn es ihnen gelingt, ihren Kindern vor ihrem Tod zu vergeben.

Ahnenforschung

In den Archiven unseres Vaters sind die einzigen gut sortierten – das heißt in einer für andere nachvollziehbaren Ordnung sortierten – Dinge die Bände mit seinen Nachforschungen zu unserer Herkunft. Ahnenforschung war sein ganzes Leben lang seine Marotte gewesen. Sein Leben lang hat er mit Pfarrern aus dem Dépar-

tement Ariège, mit bayerischen Heraldikern oder einem entfernten peruanischen Cousin korrespondiert, der in Lima vom Handel mit halluzinogenen Pilzen lebte, und beide waren gleichermaßen begeistert gewesen, sich Informationen über ihre abenteuerlustige Großmutter und Großtante Gabrielle Carrère auszutauschen, die 1912 mit zweiunddreißig Pau verließ, um allein an Bord des Ozeandampfers *Gascogne* den Atlantik zu überqueren. Auf der Brücke hatte sie neben einem jungen Engländer namens Robert Duncan gestanden – doch zu ihm verlor sich die Spur dort auch schon wieder. Natürlich wusste ich, dass mein Vater solche Recherchen angestellt hatte, aber mir war nicht klar gewesen, dass er all diese verstreuten, unsortierten, im Laufe von siebzig Jahren angehäuften Dokumente seit seiner Rente sorgfältig geordnet und thematisch zusammengefasst hatte, sodass fünf gewichtige Bände entstanden waren: einer über seine eigene Familie, die vier anderen über die seiner Frau – wobei sich dieses Ungleichgewicht zum einen damit erklärt, dass er sich immer mehr für sie interessiert hat als für sich selbst, und zum anderen mit der objektiven Tatsache, dass man über adlige Familien mehr weiß als über Bauernfamilien. Die Bände sehen aus wie richtige gebundene Bücher, in Kapitel unterteilt und zur Illustration mit Stammbäumen versehen, aber auch mit Karten, Stichen und Fotos, das Ganze in seiner sorgfältigen, leicht geneigt spitzen, schwer lesbaren Handschrift verfasst – ich kenne keine, die ihr ähnelt. Ich habe die fünf Monate, die unser Vater über den Tod unserer Mutter hinaus gelebt hat, damit verbracht, sie zu sichten. Ich habe versucht, ihm Fragen dazu zu stellen, aber es war zu spät. Seit sie tot war, interessierte ihn selbst das, was ihn immer so leidenschaftlich interessiert hatte, nicht mehr, und als er selbst tot war, blieb mir nur noch das Bedauern, so verbohrt gewesen zu sein und die doch eigentlich langersehnte Gelegenheit, ihm näher zu kommen, ihm zuzuhören und mich in seine Welt zu begeben, verpasst zu ha-

ben und mich für seine Recherchen so wenig interessiert zu haben, als wäre er Briefmarkensammler gewesen – und selbst wenn er Briefmarkensammler gewesen wäre, hätte ich mich vielleicht dafür interessieren und seinen Zeitvertreib als Zugang zu seiner inneren Welt betrachten sollen. Tatsache ist jedenfalls: Hätte ich den Wunsch verspürt, mehr über meine Familiengeschichte zu erfahren, so wie es im letzten Lebensabschnitt oft der Fall ist, und hätte ich, da ich Schriftsteller bin, darüber schreiben wollen, hätte ich Jahre gebraucht, um auch nur ein Viertel dessen zusammenzutragen, was mein Vater zusammengetragen und mir hinterlassen hat. Alles ist da, sortiert und eingeordnet, die Hauptfiguren ausgemacht, ihre Biografien zusammengefasst und ihre Porträts mit Bildunterschriften versehen. Als würde mir mein Vater von dort, wo er nun ist, zurufen: Jetzt bist du dran.

Das Horizontale und das Vertikale

Die Bücher, Filme und Berichte, die mich am meisten berühren, machen die horizontale und die vertikale Dimension des Lebens gleichzeitig sichtbar. Horizontal heißt dabei: Liebesbeziehungen, Freundschaften, Verbindungen, die man mit Menschen eingeht, die ihr Boot zur selben Zeit durch dieselben Gewässer rudern wie man selbst. Vertikal: die Beziehungen zwischen den Generationen. Zwischen Eltern und Kindern, Vor- und Nachfahren, die in verschiedenen Welten gelebt und verschiedene kollektive Erzählungen, Werte und Selbstverständlichkeiten geteilt haben, denn was etwa für unsere Großeltern selbstverständlich war, erscheint uns oft nicht nur fremd, sondern sogar empörend. Ich mag, wenn ich gleichzeitig Zugang zu diesen beiden Dimensionen menschlicher Erfahrung bekomme, und ich glaube, darin besteht das Geheimnis großer Literatur (wie *Krieg und Frieden*, *Die*

Buddenbrooks oder *Kristin Lavranstochter*), doch je älter ich werde, interessiert mich eigentlich zunehmend die vertikale Dimension. Nicht mehr so sehr meine Freunde und Geliebten, sondern eher meine Eltern, meine Kinder oder das Kind, das ich selbst war. Darüber schreibe ich inzwischen am liebsten. Und gleichzeitig ...

Gleichzeitig

... gleichzeitig gehöre ich zu den immer zahlreicheren Menschen, die davon überzeugt sind, dass wir auf eine Katastrophe ungekannten Ausmaßes zusteuern: den Zusammenbruch unserer Zivilisation, wenn man optimistisch ist, oder, wenn man pessimistisch ist, die Auslöschung unserer Spezies. Wenn das zutrifft, wenn es wirklich das ist, was gerade stattfindet, welchen Sinn hat es dann, über irgendetwas anderes als das zu schreiben? Angesichts der Tatsache, dass wir acht Milliarden Menschen auf Erden sind, angesichts der unumkehrbaren ökologischen Katastrophe, angesichts der Flüchtlingskrise, angesichts der Künstlichen Intelligenz, die uns verschlingen wird, ohne dass wir Zeit finden, uns dessen bewusst zu werden, angesichts, ganz nebenbei, des Endes der Demokratie und all der Werte von uns Westlern (ich sage »nebenbei«, denn außer uns scheint das niemand sonst als großen Verlust zu betrachten), angesichts all dessen – ist es da nicht vollkommen unangebracht, über sein eigenes kleines, zu Ende gehendes Leben zu schreiben, über seine kleine Familie und die Jugend der eigenen Eltern? Zu meiner Entlastung kann ich sagen, dass ich nicht nur das tun werde und jetzt, da ich das Buch beginne, schon weiß, dass es darin viel um die Ukraine und den erbitterten Krieg gehen wird, den Russland dort führt, denn im Guten wie im Schlechten ist Russland für mich eine Familienangelegenheit: unsere vertikale Achse. Doch die letzten Monate meiner Eltern und die große

zeitliche Kluft, die mich von dem kleinen Jungen in den Sechzigerjahren trennt, der so übergücklich war, wenn seine Mutter ihn von den blau gekachelten Stufen des Schwimmbads von Cazères-sur-Garonne aus anlächelte, mögen unbedeutend erscheinen, aber sie sind nicht bedeutungslos. Die Welt kann vor die Hunde gehen, und ganz offensichtlich geht sie vor die Hunde, doch was wir genau auf unserer kleinen Scholle, genau in unserem kleinen Zeitabschnitt und genau in dem kleinen Dasein kennengelernt haben, das uns zugewiesen wurde, um es zu bewohnen, das zu beschreiben bleibt das Metier von Leuten wie mir. Und da sie tot sind und ich lebe, tue ich es.

INTERVIEW

mit Emmanuel Carrère

Welches Bild haben Sie von Ihrer Mutter aus der Zeit Ihrer Kindheit?

Meine Mutter war sehr liebenswert, sie war zärtlich und lustig. Wir hatten eine wirklich glückliche Kindheit. Ich wurde »der kleine Helenou« genannt, ich war ein kleiner König. Alles in allem waren wir eine recht harmonische Familie, nicht besonders reich, aber auf dem Weg nach oben. Wenn ich mich an ein Geräusch für das Glück auf Erden erinnern müsste, wäre es das von dem Kies auf dem Parkplatz des Hotels, wo wir auf dem Weg in die Ferien immer Halt machten, durch den mich mein Vater schlafend auf dem Arm in unser Zimmer trug. Das ist eine versunkene, ziemlich sanfte Welt.

Wenn man Ihr Buch liest, scheint es, dass Ihre Mutter für Sie sehr plötzlich gestorben ist?

Zwischen dem Moment im Hochsommer, in dem mir meine Mutter ohne eine Pause im Satz mitteilte: »Mein Kleiner, es tut mir leid, dich in den Ferien stören zu müssen, aber ich muss dir sagen, ich habe einen Krebs«, und dem, in dem sie im Kreis ihrer drei Kinder im Jeanne-Garnier-Hospiz starb, lagen zehn Tage. Es war ihr immer wichtig, einmal erhobenen Hauptes zu gehen, und das hat sie mehr als geschafft. Sie sagte uns immer wieder, wir sollten uns keine Sorgen machen, sie sei bereit. Sie war so tapfer. Die Be-

wunderung, die ich damals empfunden habe, hat meinen Kummer gemildert.

Hatten Sie sofort danach den Wunsch, darüber zu schreiben?

Ja, weil ich den Eindruck hatte, dieser Tod ist die Krönung eines Lebens. In dem alles, wodurch es vielleicht auch schmerzhaft war, von der Größe seines Endes überstrahlt wurde. Das Gesicht meiner Mutter im Licht ihres Todes, davon wollte ich eine Spur bewahren. Während der letzten Lebensmonate meines Vaters, der im Dezember 2023 starb, entdeckte ich dann all diese unglaublich detailreichen Ordner mit der Ahnenforschung, die er betrieben hat. Die Geschichte unserer Familie. Das heißt, vor allem die seiner Frau, die ihn viel mehr interessiert hat als die seiner eigenen aus dem Béarn. Was ihn wirklich faszinierte, war der reiche russische Zweig voller Titelträger meiner Großmutter mütterlicherseits. Mein Vater war auf seine Weise eben auch ein Snob ... Mich interessierte die Jugend meiner Eltern; dann ging ich immer mehr zurück und stieß auf die Geschichte meiner Großeltern mütterlicherseits, einer deutsch-russischen Adelligen, die mit jeder ihrer sechs Kindermädchen eine andere Sprache sprach und dann einen bipolaren, bürgerlichen Georgier heiratete! Ich ging noch weiter zurück, und am Ende erstreckte sich die Erzählung auf vier Generationen. *Kolchose* ist ein Trauerbuch, aber es war überhaupt nicht belastend, es zu schreiben, eher fühlte ich mich von einer sanften Traurigkeit gewiegt. Es war, als hätte ich kurz vor ihrem Tod die Mutter meiner Kindheit wiedergefunden. Und mit meinen Schwestern wieder »Kolchose gemacht«.

Was bedeutet das, »Kolchose machen«?

Zu Anfang durften wir, wenn mein Vater verreist und man selbst

krank war, bei unserer Mutter schlafen. Später wurde das eine Art Ritual, und wenn unser Vater nicht da war, zogen wir unsere Matratzen in ihr Zimmer und schliefen alle beieinander.

Die Arbeit Ihres Vaters hat es Ihnen ermöglicht, eine Familiensaga zu schreiben, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstreckt. Ist es das, was Sie die »vertikale Dimension des Lebens« nennen – im Gegensatz zur »horizontalen Dimension«, in der es um Liebe und Freundschaft geht?

Ja, ich komme in ein Alter, in dem man auf die eigene Vergangenheit zurückblickt. Über mein eigenes Leben habe ich schon viel berichtet. Hier dagegen geht es um das, was vor mir gewesen ist. Das Buch erzählt also von meiner Jugend und davon, was ich geschrieben habe, und von meinem von Elektroschocks durchlöchernten Gedächtnis, aber sagen wir: Diesmal war ich übergriffiger!

Diese »Saga« erzählt auch vom Tsunami der Russischen Revolution: Ihre Vorfahren besaßen riesige Ländereien und Leibeigene; die Mutter Ihrer eigenen Mutter wuchs in der Nähe von Florenz in einer Villa auf, »die einmal den Medicis gehörte« ...

Das alles ist wahr, einschließlich dieses rührenden Details: Meine Eltern haben eine kleine Kate in der Nähe von Biarritz und dann ein Haus auf der Île de Ré auf die Namen dieser riesigen Ländereien getauft. Von meinen Vorfahren zu erzählen, war technisch das Schwierigste. Ich wollte den Leser nicht von Anfang an mit Leuten langweilen, die Nikita Panin oder Olga Komarowska heißen. Doch es gab einen, den ich sehr mochte: »den Haudegen«. Während die anderen alle Salonmilitärs waren, hat er in allen möglichen Kriegen gekämpft. In Kolonialkriegen natürlich, aber ich finde ihn sympathisch. Für meine Großmutter muss er eine

Art Indiana Jones gewesen sein. Am Ende wurde er von den Roten, wie man sagte, in einen Brunnen geworfen. Was meine arme Großmutter angeht, landete sie nach ihrer Kindheit in diesem hochherrschaftlichen Anwesen in der Toskana mit 22 Jahren ohne einen Pfennig und mutterseelenallein in Paris. Und ihre Mutter starb im Elend, ihre Leiche wurde in ein Armengrab geworfen.

Sie sprechen auch viel von der Ukraine.

Es gibt wichtigere historische Ereignisse, aber dieser Krieg ist das, wofür ich mich am meisten in meinem Leben interessiert habe. Ein Gesicht von Russland kam zum Vorschein, das ich vielleicht naiverweise vorher nicht gesehen hatte. Eine furchterregende Fratze. Das hat mich ins Wanken gebracht. Dieses Ereignis verkörpert einen Kipppunkt in der Geschichte Russlands, dieses Landes, das so wichtig in der Geschichte meiner Familie und dem Werk meiner Mutter war.

Sie schreiben, Sie hätten »gute Gründe zu befürchten, dass das Ganze in einem Bürgerkrieg endet«.

Vielleicht ist das übertrieben, aber ich bin mehrere Male in die Ukraine gefahren, und die Gräben werden immer tiefer zwischen denen, die kämpfen, und denen, die nicht kämpfen, zwischen denen, die geblieben, und denen, die gegangen sind. Ich will nicht die Pythia der Geopolitik spielen, die ukrainische Gesellschaft hält noch einigermaßen zusammen, aber ich glaube leider, dass sie auf sehr tiefe Spaltungen zusteuert. Ich habe in den Zügen zwischen Kiew und verschiedenen Städten an der Front einen kleinen Film gedreht. Wir haben mit Soldaten gesprochen, mit Frauen ... Man spürt, wie erschöpft sie von diesem Leben im Krieg sind. Das ist furchtbar.

Ihr Buch handelt vor allem von Ihrer Mutter. Einer außergewöhnlichen Figur aufgrund ihres Schicksals als armes Emigrantenkind, das nur Russisch sprach und am Ende der Académie française vorstand, aber auch aufgrund ihres Charakters. Sie verschonen sie nicht. Sie schreiben beispielsweise: »Wenn man sie nach der Uhrzeit fragt, kann es sein, dass sie lügt.«

Ihre Unaufrichtigkeit war so grandios, dass sie uns auch manchmal zum Lachen gebracht hat. Auf Radio Classique hat sie sich zum Beispiel einmal gefragt, durch welches Wunder sie die einzige Musikliebhaberin in der Familie war ... Tatsächlich hörte sie nie Musik, während ihr Bruder, ihre Schwägerin und ihre Schwiegereltern Berufsmusiker waren. (*lacht*) Ihr Bruder, der ein schwieriges Verhältnis zu ihr hatte, fasst das in diesen harten Worten zusammen: »Hélène ist keine Historikerin der Sowjetunion, sie ist eine sowjetische Historikerin.«

Muss man Ihre hartnäckige Suche nach der Wahrheit auch aus dieser Neigung Ihrer Mutter verstehen, die Geschichte nach dem eigenen Bild umzuschreiben?

Ja, es stimmt, dass mich das stark geprägt hat. Als Kind habe ich sie geliebt wie niemanden sonst auf der Welt; ich bin im Glauben aufgewachsen, dass alles, was sie über unsere Familie erzählt hat, wahr ist; und dann, als Jugendlicher, bin ich auf die Seite meines Onkels Nicolas übergelaufen, der mir eine andere Version angeboten hat. Die Wahrheit zu suchen hieß, sich gegen meine Mutter zu stellen.

Ein wichtiger Antrieb im Leben Ihrer Mutter war ihr verschwundener Vater, welcher ist Ihrer?

In gewisser Weise vielleicht auch mein Vater. Meine Mutter war die dominierende Person in meinem Leben und mein Vater eine etwas blasse Figur im Schatten. Zwischen einer so starken Mutter und einem so plattgewalzten Vater aufzuwachsen, hat es nicht leichter gemacht, sich als junger Mann zu finden. Dieses Buch zu schreiben, war auch ein Mittel, um ihn für die Leser, aber auch für mich, aus diesem Schatten herauszuholen. Und das Buch endet auch nicht ohne Grund mit ihm, meinem Vater.

Sie erzählen, Ihre Mutter habe am Ende ihres Lebens unter dem Einfluss von Morphium einen Traum gehabt, in dem sich Kylian Mbappé »wie eine Schimäre von Füssli« auf ihr Gesicht gesetzt hat. Waren die letzten Worte Ihrer Mutter vor ihrem Tod wirklich »Kylian Mbappé«?

Ja. Ich glaube, in ihrem ganzen Leben hat sie nicht ein einziges Mal von diesem Mann gesprochen; ich war überrascht, dass sie ihn überhaupt kannte! Der Tod meiner Mutter war für meine Schwestern und mich etwas sehr Beeindruckendes, er hatte eine antike Dimension. Hut ab!

PRESSESTIMMEN

»Carrère macht aus einem Stück seiner eigenen Geschichte fabelhafte Unterhaltung: Er wäre weltweit vermutlich der einzige Autor, dem man das Telefonbuch geben und der daraus einen hinreißenden semi-autobiografischen Roman zaubern könnte.«

— SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

»Müheles wechselt Carrère von den Tiefenbohrungen in seine Sippe zurück in die Vogelperspektive, die es braucht, um sein Me-moire zum historischen Panorama zu weiten.«

— FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

»Ein literarischer Tsunami. Carrère behandelt darin mehr als ein Jahrhundert russischer und französischer Geschichte. Von der bolschewistischen Revolution über den Zusammenbruch des So-wjetblocks bis zum Krieg in der Ukraine.«

— PARIS MATCH

»Zwischen Frankreich und dem Kaukasus vereint Carrère vier Ge-nerationen seiner Familie in einem meisterhaften Familienepos. Höchst eigen und doch universell.«

— TÉLÉRAMA

»Tod, Liebe, Schreiben, alles ist dabei: ein großartiger Carrère.«

— LE MONDE DES LIVRES

»*Kolchosa* ist ein wahrer Roman von beeindruckender Tragweite, ein herzzerreißendes Requiem für eine außergewöhnliche, faszinierende Frau, die zu anderen ebenso hart sein konnte wie zu sich selbst.«

— HUMANITÉ

»*Kolchosa*, ein Titel, der intime familiäre Momente in Erinnerung ruft, wurde nach dem Beginn des Ukrainekriegs geschrieben – das historische Ereignis, das Emmanuel Carrère mehr geprägt hat als jedes sonst. Sein Hintergrund verleiht diesem Buch einen ganz eigenen Widerhall.«

— LE SOIR

»In der erzählerischen Rekonstruktion von Wirklichkeit ist der Autor auf dem Höhepunkt seiner Kunst. Die Chronologie wird über Bord geworfen und hält doch alles zusammen. Es ist sein schönstes Buch.«

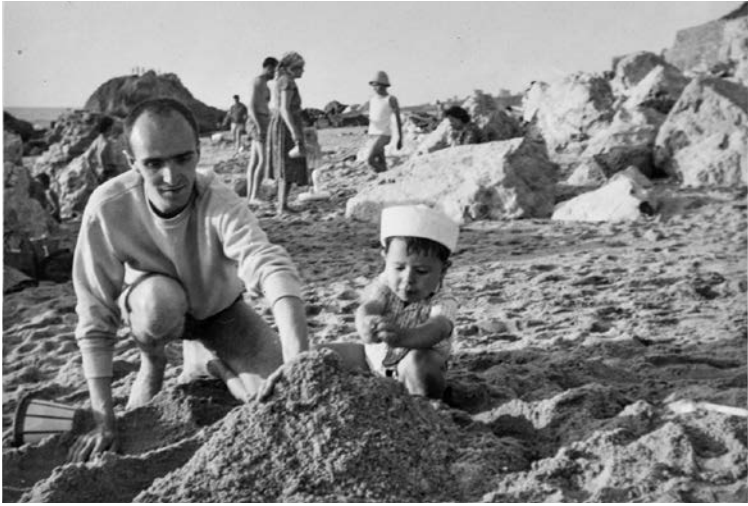
— LE MAGAZINE



Die Verlobten Héléne Surabischwili und Louis Carrère



Hochzeitsfoto der Eltern, 1952



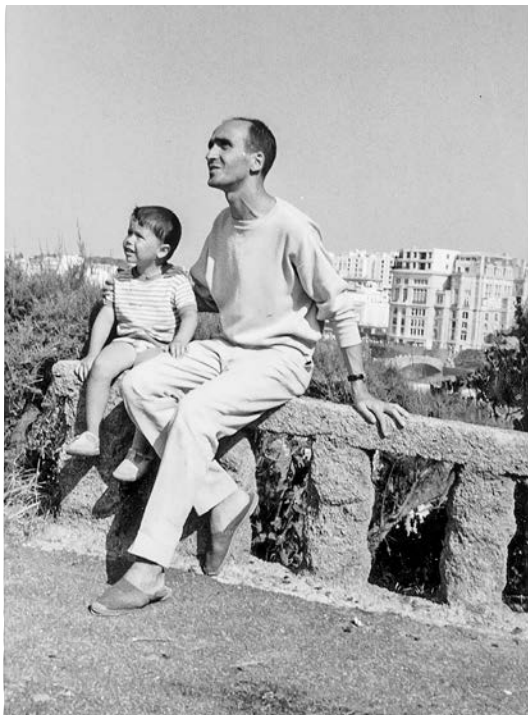
Emmanuel Carrère mit seinem Vater am Strand



In Biarritz, 1960



Mit Mutter und Vater in Biarritz





Im Schwimmbad in Cazères, 1962



Mit den Schwestern Nathalie
und Marina in Venedig

EMMANUEL CARRÈRE BEI MATTHES & SEITZ BERLIN

Aus dem Französischen von Claudia Hamm

Ich lebe und ihr seid tot

Roman | 364 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-881-5

V13

Roman | 275 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-7518-0942-9

Yoga

Roman | 341 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-7518-0058-7

Julies Leben

59 Seiten, Klappenbroschur mit Abbildungen
ISBN 978-3-95757-885-3

Der Widersacher

Roman | 195 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-612-5

Brief an eine Zoowärterin aus Calais

71 Seiten, Klappenbroschur mit Abbildungen
ISBN 978-3-95757-448-0

Ein russischer Roman

282 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-363-6

Das Reich Gottes

524 Seiten, Broschur, Maxiformat
ISBN 978-3-7518-4518-2

Alles ist wahr

248 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-88221-951-7

Limonow

414 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-88221-995-1

Begleitheft zum Erscheinen von *Kolchose* am 1. Oktober 2026

Buch vormerken:



Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe:

© Emmanuel Carrère und P.O.L éditeur, 2025

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werkes für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin

Satz: Hermann Zanier, Berlin

Printed in Germany

www.matthes-seitz-berlin.de